

„Die da oben“ sind jetzt schwarz
Brennpunkte des Zusammenlebens der
ethnischen Gruppen in Zimbabwe

Zimbabwe vom 4. 4. bis 17. 5. 1997
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	460
Worte vorweg	460
Worum es ging	460
Willkommen in Afrika	461
Touristen und weiße Gastarbeiter	462
Zimbabwer, Rhodies und Afrikaner	464
Politik: Die Parteien	467
Wirtschaft: Die Landreform	473
Religion: Die katholische Kirche	476
Kultur: Der Buchmarkt	479
Gesellschaft: Der Club	481
Worte zum Schluß	483



Christian Schmitz, geboren 1964 in Düsseldorf. Nach dem Abitur von 1984 – 1991 Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft sowie der Neueren und Mittelalterlichen Geschichte an der Ruhruniversität Bochum, Abschluß Magister. 1988/1989 als Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Universität Prishtina/Jugoslawien. 1991 Volontariat über das Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses, München, beim Ruhrwort, der Wochenzeitung im Bistum Essen. Seit 1993 Redakteur beim Ruhrwort, Ressort Nachrichten. Ebenfalls 1993 Gewinn des Katholischen Nachwuchs-Journalistenpreises.

Worte vorweg

Mein Dank gilt denen, die mir diese Reise ermöglicht oder erleichtert haben. Allen voran Frau Erdmuthe Op de Hipt von der Heinz-Kühn-Stiftung in Düsseldorf, ohne deren unermüdlichen Einsatz ich nie nach Zimbabwe gekommen wäre. Desweiteren den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Friedrich-Ebert-Stiftung in Harare, die mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben. Und natürlich den vielen Menschen Afrikas – Schwarzen und Weißen, die mir so unglaublich offen und aufgeschlossen entgegengekommen sind.

Worum es ging

Thema meiner Recherchen sollten „Brennpunkte des Zusammenlebens der ethnischen Gruppen“ in Zimbabwe sein: in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kirche und Kultur; nicht nur an der Nahtstelle zwischen Schwarzen und Weißen (1,1 Prozent der Bevölkerung), sondern auch zwischen den beiden Hauptvölkern des Landes, Shona (77 Prozent) und Ndabele (17 Prozent). (Die Angaben variieren je nach Zähler und Zählart.)

„Das ist ja Stoff für viele Jahre und mehrere wissenschaftliche Untersuchungen“, so die spontane, ehrliche, leicht gequälte Reaktion eines der Referenten der Ebert-Stiftung in Harare. „Da werden Sie nur an der Oberfläche kratzen können!“

Stimmt. Genau das habe ich versucht. Denn in sechs Wochen kann niemand fundiert in die Tiefe irgendeiner Materie eines ihm völlig fremden Landes eindringen. Ein schreibender Journalist hat andere Möglichkeiten. Er kann seinen Lesern berichten, was seine subjektive Kamera bestehend aus Auge, Nase, Mund und Ohr, aber auch Haut, Herz und Hirn aufgenommen hat. Dabei geht es auch um Fakten. Noch wichtiger aber sind die

Menschen. Was und vor allem wie sie etwas erleben, wie sie heute über Vergangenes denken, was sie von der Zukunft erwarten. Wem es erlaubt wird, an der Oberfläche der Menschen und ihrer Gefühle zu kratzen, gelangt schnell in Tiefen.

Willkommen in Afrika

Düsseldorf, Frankfurt, Johannesburg, Harare. Nach fast 10000 Flugkilometern schaue ich beim Landeanflug aus dem Fenster. Ich bin wirklich in Afrika – zum ersten Mal in meinem Leben. Es ist früher Morgen. Die Wolkendecke liegt hinter uns. Unter mir eröffnet sich der Blick auf das Land. Wälder und Felder, manchmal durchzogen von einer Straße. Eigentlich wie bei uns. Abgesehen davon, daß die Autos auf der falschen Seite fahren. Aber das tun sie ja auch in England oder Irland. Ich schaue angestrengt, sehe aber keinen Kraal, keinen Urwald, keine Giraffen, keine davonspritzenden Antilopenherden. Nichts ist wie im Fernsehen. „Was hast du erwartet?“, frage ich mich. Finde keine Antwort. Dafür wartet jemand auf mich.

Mit dem Auto geht es in die Stadt. Keine hungernden Kinder am Straßenrand, keine Slums, kein Panzer an irgendeiner der Straßenkreuzungen. Harare ist schön. Wer etwas für Architektur übrig hat, kommt hier auf seine Kosten. Die Mischung aus Alt und Neu stimmt (noch). Pioniergeist und Kapbarock wetteifern mit kühnen Konstruktionen und phantasievollen Fassaden aus Glas und Stahl.

Um mir einen Stadtplan zu besorgen, wird das Auto auf einem Parkplatz hinter dem Touristenbüro an einer Parkuhr abgestellt. Ganz selbstverständlich verlangt ein junger Mann Geld. Damit er auf Parkuhr und Auto aufpaßt. Das ist ein äußerst lukratives Geschäft. Binnen Stunden läßt sich so ein durchschnittlicher zimbabwischer Wochenlohn verdienen. Das verleitet nicht gerade dazu, sich um einen Ausbildungsplatz zu bemühen, und hält die Jugendlichen auf der Straße.

Das Geld ist gut angelegt. Eine der Wagentüren war nicht abgeschlossen. Aber kein Gepäckstück fehlt. Er habe sehr gut aufgepaßt, betont der junge Mann und hält lächelnd nochmals seine Hand auf.

Nachmittags wage ich mich alleine in die Stadt und kann mich prompt bettelnder Kinder kaum erwehren. Die Geschichte ist immer die gleiche: „Seit drei Tagen habe ich nichts gegessen.“ Ohne die Armut verniedlichen zu wollen: Später höre ich, daß viele Kinder nach der Schule Straßenkind spielen.

Ein Mann mittleren Alters schwingt sich zu meinem Retter auf, begleitet mich ein Stück und erzählt beiläufig, er brauche dringendst Medizin für seine alte, kranke Mutter. Entnervt gebe ich sovieles Dollar, wie ich den Kindern kaum gegeben hätte, und ärgere mich über mich selbst. Schon am nächsten Tag werde ich feststellen, daß mein eigenes Afrika-Bild mich unsicher gemacht hat. Ich hatte wohl Angst vor Afrika.

Von dieser Angst lebt ein ganzer Industrie-Zweig in Zimbabwe. Nicht nur Touristen lassen sich auf ihren Safari-Touren rundherum abschirmen. Reichtum zeigt man in Zimbabwe unter anderem damit, daß man für sein Haus ein bis zwei Wachmänner engagiert. Dabei ist die Überlegung nicht: „Seht her, ich kann es mir leisten.“ Dafür ist das Lohnniveau zu niedrig. Die Botschaft lautet: „Seht, was es bei mir alles zu klauen geben muß.“

Die Nacht ist grausam. Ich habe vergessen, daß mein Magen-Darm-System fremde Rohkost zunächst einmal zurückweisen muß. Ich fühle mich elend. Draußen an der Bar meines Lodges feiern lauter junge Leute aus dem Vereinigten Königreich, den USA, Australien und Neuseeland wie jeden Abend eine ausgelassene Party.

Touristen und weiße Gastarbeiter

Zimbabwe ist Anziehungspunkt für zahllose vor allem junge Menschen aus englischsprachigen Ländern. Einige kommen als Ärzte oder Lehrer, die für einige Zeit Erfahrung sammeln oder der Arbeitslosigkeit zu Hause entgehen wollen. Die meisten aber kommen als Touristen. Das ist an sich erst einmal nichts schlechtes. Reisen bildet bekanntlich.

Direkt an meinem zweiten Abend höre ich im Lodge, in dem wie überall üblich fast ausschließlich Weiße als Gäste verkehren, tollkühne Geschichten. Quer durch Afrika „by truck“ heißt die Story, die ein sonnengebräunter, sportlicher, weltoffener US-Boy bei Whiskey und Bier zum Besten gibt. Mit offenem Mund breitet sich in meiner Phantasie ein Bild aus: Dieser Weltenbummler am Rande einer staubigen Landstraße, den Daumen im Wind, dann den Rucksack auf der Ladefläche eines Lasters verstauend, Gespräche mit kernigen Fernfahrern, die jede Piste zwischen Kairo und Kapstadt kennen. Ich bin beeindruckt.

Später in Bulawayo, der Metropole des Südens, lerne ich, was „by truck“ wirklich heißt. 15 bis 25 zahlungskräftige junge Spießer lassen sich von Vergnügungs-Profis in einem offenen, weichgepolsterten Wagen durch die Gegend kutschieren. Abenteuer inbegriffen! Pauschal gebucht sind wenigstens einmal „Wagen bleibt im Sand stecken und muß ausgebuddelt werden – Schweiß verbindet“, „wir finden am Morgen Löwenspuren in der Nähe unserer Zelte“ und „nach der ersten happy-hour muß wirklich keiner allein bleiben“. Auch diese Reisenden nehmen am Ende Afrika-Bilder mit nach Hause: Von weiten Landschaften, wilden Tieren und Schwarzen, die willig funktionieren – als Kellner, Zimmermädchen oder Taxifahrer.

Szenenwechsel. Es ist Sonntagmittag. Ich sitze im Harare Garden, dem großen Park nördlich des Stadtzentrums, auf einer Bank und schaue dem bunten Treiben zu. Von mittags bis zum Einbruch der Dunkelheit ist Flanieren angesagt. Sehen und gesehen werden. Familien machen Picknik. Frischverliebte Paare lassen sich am Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges photographieren. Auf der Bank neben mir sitzen zwei Männer – ein Weißer und ein Schwarzer, die Portugiesisch sprechen. Als sie aufste-

hen, fragt mich der Weiße auf Englisch nach der Uhrzeit. Ich antworte. Woher ich käme, möchte er noch wissen. Wieder antworte ich. „Ach so, ein Landsmann“, sagt der Mann breit grinsend auf Deutsch und geht. Zumindest in Harare gibt es so viele Deutsche, daß man sich unvermittelt im Park begegnet. Die meisten, die ich kennenlerne, sind im Medienbereich oder als Missionare tätig.

Alle haben sie etwas aufgegeben. Vom Redakteur, den die Liebe vom sicheren Schreibtisch in Deutschland in die freie journalistische Tagelöhner-tätigkeit zog, bis zur Ordensfrau, die Anfang der 30er Jahre getrieben vom Glauben und einer Prise Abenteuerlust Heimat und Eltern per Schiff verließ, um am nächsten Baum eine Tafel aufzuhängen und den „Negerkindern“ das ABC und die Zehn Gebote beizubringen.

Man kennt sich im großen deutschen Dorf. Außenstehende werden schnell in den üblichen Klatsch und Tratsch einbezogen. Nur die Deutsch-Zimbabwische-Gesellschaft erweist sich als schlechte Adresse. Die freundlichste Person, die ich antreffe, ist der schwarze Pförtner.

Drei deutsche Parteistiftungen haben hier ihre nicht gerade bescheidenen Niederlassungen. Sie organisieren vor allem Workshops, ein Zauberwort in Zimbabwe. Für jedes Problem gibt es einen Workshop. Ich selbst finde mich nach einem Workshop der Friedrich-Ebert-Stiftung über die möglichen Folgen einer möglichen Nichtverlängerung des Lome-IV-Abkommens zwischen der EU und den AKP-Staaten gleich zweimal in Großaufnahme in den Abendnachrichten. Derweil verteilt die Konrad-Adenauer-Stiftung Autos an frauenbewegte Gruppen. Auch das eine neue Erfahrung.

Abrupt mit der deutschen Vergangenheit konfrontiert werde ich in Bulawayo, dem Zentrum des Südens. Dort gibt es eine sehr große jüdische Gemeinde mit Synagoge, Schule, Bildungszentrum. In den 30er Jahren, lerne ich aus einer Erinnerungstafel, hatte die Stadt einen jüdischen Bürgermeister. Von Schwester Benita Bonefass CPS aus Gelsenkirchen erfahre ich, daß er dafür sorgte, daß sich viele verfolgte deutsche Juden nach Afrika retten konnten. Ebenfalls in Bulawayo stolpere ich über ein griechisch-orthodoxes Zentrum mit Kirche und Kindergarten. Griechen und Italiener kamen und kommen, um sich als Gastarbeiter in Zimbabwe den Traum vom Wohlstand zu erfüllen. Klassisch wie in Deutschland: Die Eisdieler heißt Venezia, die Taverne Mykonos.

So kam auch Familie Felonis. Sie betreibt die „Golden Fry“-Hamburger-Bude in der Albion Road in downtown Harare. Großmutter, Tochter und zwei Enkel. Die Großmutter verließ vor 26 Jahren Patras – nicht ganz freiwillig. Die Obristen hatten in Griechenland das Sagen. Tochter und Enkel sind seit einigen Monaten da und sehen die Situation pragmatisch. „Einige sind nach Deutschland oder die Schweiz. Wir sind halt hierher gekommen, um Geld zu verdienen“, sagt Mutter Mary Felonis. In vier bis sechs Jahren wollen sie zurück.

Bis dahin gilt es die üblichen Probleme zu meistern. Die Suche nach einem Ladenlokal in besserer Lage, das Gewöhnen an die fremde Mentalität („Sonntags sind die alle besoffen.“), die Überwindung der Sprachbarrieren.

Aufgefallen ist mir Familie Felonis übrigens im Vorübergehen. Sie, die Weißen, spielten mit einem schwarzen Kind. „Wir wissen auch nicht, wie der Kleine heißt“, lacht Mary. „Er gehört zu der Frau, die den Stand an der Ecke hat, und er kommt jeden Tag, um sich etwas Süßes zu holen.“ Ein ungewöhnliches Bild in Zimbabwe, wenn sich nicht gerade die schwarze „Nanny“ mit dem ungezogenen weißen Nachwuchs rumärgert.

Zimbabwer, Rhodes und Afrikaner

Der Zimbabwer ist eine seltene Spezies. Einzig Visitor Kachigamba stellt sich mir als solcher vor. Wir kommen auf einer Parkbank in Harare ins Gespräch, als er mich höflich fragt, ob ich etwas dagegen hätte, wenn er eine Zigarette rauchte. Visitor ist Ingenieur und Soldat. Er hat studiert. Es geht ihm gut. Shona und Ndabele sind für ihn Begriffe von gestern. „Noch ein paar Jahre, dann gibt es nur noch Zimbabwer“, sagt er.

Mit dieser Prognose steht er ziemlich allein. „In den 80er Jahren pflegte ich zu sagen, in Zimbabwe gibt es kein Rassenproblem mehr“, erklärt mir Pater Oskar Wermter SJ, seit 1972 im Land und Medienbeauftragter des katholischen Erzbistums Harare. „Das ist heute wieder anders.“ Auch in der Kirche gebe es mahnende Wort, das Land könne an ethnischen Auseinandersetzungen zerbrechen wie andere Staaten des Kontinents. Gerade jetzt, wo die katholische Kommission für Gerechtigkeit und Frieden mit ihrem Bericht über die Vorgänge zwischen 1980 und 1988 im Matabeleland eine politische Lawine losgetreten hat.

Fakt ist, daß nach den ersten Wahlen 1980 geschätzte 400 Kämpfer der Ndabele-Partei Zapu Waffen versteckten statt sie abzugeben. Fakt ist wohl auch, daß südafrikanische Saboteure versuchten, im Süden Unruhe zu schüren. Meinung ist dagegen, die regierende Shona-Partei Zanu habe dies als Vorwand genutzt, Zapu und die Ndabele unter Druck zu setzen, der Vereinigung der beiden Parteien im Jahr 1988 zuzustimmen.

Fakt ist weiter, daß 1981 106 Instrukteure aus Nordkorea die 5. Brigade ausbildeten. Diese wurde gegen die „Dissidenten“ in den Busch geschickt und verübte unglaubliche Grausamkeiten an der Zivilbevölkerung. Zurück blieben geschätzte 3000 Tote. Über viele Seiten listet der Kirchenbericht auf, was im Prinzip jeder wußte und mittlerweile in Musterprozessen nachgewiesenermaßen passierte: Mütter wurden gezwungen, ihre Kinder zu essen, Männer gefoltert und langsam zu Tode gequält oder lebendig begraben, Schulkinder im wahrsten Sinne des Wortes der Reihe nach vergewaltigt. Meinung ist, militärisch habe der Wert der Brigade gegen Null tendiert. Einziges Ziel sei Terror gegen die Ndabele gewesen. Fakt ist, Augenzeugen der Grausamkeiten mußten Loblieder auf die Shona-Partei Zanu und Robert Mugabe singen. Tränen wurden mit weiterem Terror bestraft.

Wegen seiner politischen Sprengkraft ist der Bericht auch in der Kirche nicht unumstritten. „Die Frage, die dahinter steht, ist, muß es Gerechtigkeit für den einzelnen geben, auch wenn das eine Gefahr für die Balance des

ganzen Staates ist“, erklärt Pater Wermter. Seiner Meinung nach ja, denn „man kann die Vergangenheit nicht einfach begraben“. Auch sei dies kontraproduktiv. Nelson Mandelas größte politische Leistung sei zum Beispiel, daß in Südafrika jeder seine Sünden bekennen müsse. „So nimmt man der Sache politisch die Spitze.“

Das sehen wohl einige Bischöfe anders – manche behaupten, weil diese sich so gut mit der Regierung stehen. Jedenfalls beschloß die Bischofskonferenz, den fertigen Bericht solange unter Verschuß zu halten, bis sich der Präsident dazu geäußert habe. Doch Mugabe schwieg hartnäckig. Paradoxerweise, so schreiben Zeitungen, war gerade die Clique um Ndabele – und Ex-Zapu-Chef Joshua Nkomo gegen den Bericht – aus Furcht vor den eigenen Leuten.

Pünktlich zum 3. Mai, dem Medienfreiheitstag, wie der politisch engagierte Richter Washington Sansole aus Bulawayo in einem Leserbrief an den unabhängigen Zimbabwe Standard ironisch vermerkt, wurde der Bericht in Südafrika veröffentlicht. Damit brachen die Dämme. Zimbabwische Zeitungen konnten oder mußten nachziehen.

Präsident Mugabe wartete einige Tage. Bei der Beerdigung des beliebten und angesehenen Freiheitskämpfers und Politikers Stephen Vuma schlug er zurück. Männer wie Vuma hätten für das gekämpft, was nun gewisse kirchliche Kreise zu zerstören versuchten, verkündete er der Nation – dem Rahmen angepaßt mit Trauermiene – zur besten Sendezeit im Fernsehen. „Diese Leute nutzen jede Taktik, um den Parteigeist der Vergangenheit wieder aufleben zu lassen.“ Lassen wir uns von diesen Miesmachern nicht auseinander dividieren. Danach ging das politische Leben wie gewohnt weiter.

Daß der Bericht über Südafrika seinen Weg in die politische Realität Zimbabwes fand, wundert nicht. Wer liest, kauft gerne südafrikanische Zeitungen und Magazine. Wer sich eine Satelliten-Schüssel leisten kann, schaut südafrikanisches Fernsehen. Die zimbabwischen Medien hängen nicht nur oft an den Lippen der Regierung (so war es eine kleine Sensation, daß der „Bulawayo Chronicle“ im Mittelteil unter vermischten Lokalnachrichten über den Fund eines Massengrabes aus den 80er Jahren berichtete), sondern sie präsentieren sich auch äußerst hausbacken.

Aber auch der Alltag wird vom großen Nachbarn beeinflusst. Je weiter man in den Süden kommt, um so stärker ist dieser Einfluß. Will in Bulawayo jemand die Zustände mit denen in der großen, weiten Welt vergleichen, sagt er „wie in Joburg“ (Johannesburg) und nicht „wie in Harare“. Ist Zimbabwe das Ziel vieler Gastarbeiter aus Mosambik, Malawi, Botswana, Sambia und sogar Äthiopien, suchen viele Zimbabwer wegen der hohen Löhne Arbeit in Südafrika. Die Menschen sind stolz, wenn ihre Vorfahren aus Südafrika stammen, oder sie selbst zum Beispiel Sotho (Volk in Südafrika und Botswana) sind. Als ich einen Anhalter bitte, mir den Text des im Radio laufenden Liedes des bekannten Sängers Oliver Mutukudzi zu übersetzen, sagt er, er könne kein Shona. Bands im Süden pflegen den im Norden verpönten mehrstimmigen Gesang. Stolz verkündet mir ein Musiker, schon auf Tournee in Joburg und Swaziland gewesen zu sein. „Harare? Was soll ich da?“

Zudem wird im Süden Afrikaans, die Sprache der Buren, verstanden. Beim Fleischer und in der Imbißbude wird „Boereworst“ angeboten, ein Grillabend heißt allgemein „Braai“. Afrikaaner suchen die Schönheiten des Landes und ihre gestohlenen Autos, die über Zimbabwe nach ganz Afrika verschoben werden. „Das ist auch der Grund für die vielen Straßensperren“, erklärt mir Carol, meine Vermieterin in Bulawayo. „Aus Südafrika kommt nichts Gutes.“ Noch vor zehn Jahren habe man in Bulawayo das Auto offen, mit Zündschlüssel und Geldbörse auf dem Sitz stehenlassen können. Heute müsse man allein auf der Straße Angst haben.

Der Umgang im Süden ist tatsächlich rauher als im Norden. Die Zeitungen berichten von auffallend vielen Gewaltverbrechen. Ein Polizist wurde von aufgebrachten Taxifahrern gesteinigt.

Trotzdem ist unter den Weißen die Sicherheits-Phobie nicht so verbreitet wie in Harare. Als zwei Afrikaaner sich beschwerten, die Pension habe weder verschlossene Türen noch einen Wachmann, lacht Carol sie aus. „Wir sind nicht in Joburg.“

Der echte Rhodie ist stolz, kein Afrikaaner zu sein. Über dem Billardtisch der Pension in Bulawayo hängt der Union Jack, daneben ein Porträt der Königin, umrahmt von den Flaggen des Commonwealth. Obwohl in den meisten Stammbäumen auch Vorfahren aus anderen europäischen Ländern zu finden sind, schauen die meisten Weißen ausschließlich nach Großbritannien. Die Zeitungen informieren über englische Politik, britische Rugby-Mannschaften touren durch das Land, jeder hat „seinen“ Club in der ersten englischen Fußball-Liga. Der absolute Traum eines jeden Rhodie aber ist das Münchner Oktoberfest.

Gibt es laut Schwester Benita seit Jahren viele Ehen zwischen Shona und Ndabele, machen sich Weiße, die einen schwarzen Partner heiraten, unmöglich. Trish Mbanga, die Direktorin der Buchmesse in Harare, ist so eine Ausnahme. „Das war damals ein richtiger Skandal“, erzählt eine Verwandte.

Dagegen spricht gesellschaftlich nichts dagegen, sich als Weißer abends in einem der zahlreichen Clubs von einer schwarzen Prostituierten abschleppen zu lassen. Die Frauen verstehen ihr Geschäft. In „Sandro's“, einem Club in Harare, knipst eine von ihnen von der Bar aus mir ein Auge zu. Dabei gibt sie gerade erst einem Rhodie mit einem weiteren Bier den Rest.

Auch leisten sich weiße Geschäftsleute eine schwarze Freundin. „Ich kenne Dutzende Farmer, die hier in der Stadt eine Wohnung haben, in der sie ihre Freundin verstecken“, berichtet Andrew, der sein Geld mit Computern verdient. Aber heiraten? „Gebt ihnen nochmals tausend Jahre“, sei das Motto der meisten Rhodies. Nach dieser „Theorie“ leben die Schwarzen im Mittelalter und müssen noch Renaissance, Aufklärung und Industrialisierung durchlaufen, bevor sie gleichwertige Partner sein können. „Solange die Schwarzen uns wirtschaftlich in Ruhe lassen“, bestätigt Andrew, was viele Weiße sonst nur hinter vorgehaltener Hand sagen, hielten sich die meisten Weißen aus der Politik raus.

Politik: Die Parteien

Der Unabhängigkeitskrieg wurde überwiegend von zwei Parteien getragen: der Zanu, der vorwiegend Shona angehörten, und der Zapu, der Partei der Ndabele. Ende 1988 vereinigten sich beide zur Partei Zanu-PF (Patriotische Front). Seitdem ist Zimbabwe de facto ein Ein-Parteien-Staat.

Innerhalb der Partei gibt es derzeit Flügelkämpfe. Selbst die regierungstreue Presse berichtet über Korruption und Vetternwirtschaft bei der Ämtervergabe. Die Jungen, die endlich wirtschaftlich vorwärts kommen wollen, kämpfen gegen die Alten, die noch immer in ihren Kriegserinnerungen schwelgen. Dazu gibt es eine Schlammschlacht um Zahlungen des staatlichen Fonds für Verletzungen aus der Zeit des Befreiungskampfes. Durch gezielte Indiskretionen wurde bekannt, daß die höchsten Zahlungen nicht an Kämpfer, die an der Front Arme oder Beine verloren, sondern an hohe Parteigenossen gegangen sind, die den Krieg in der Etappe in Washington, London oder Bonn verbracht haben. Dort haben sie „mental gelitten“. Sogar damals Zwölfjährige. Leer gingen dagegen damals zehnjährige Mädchen aus, die von Zanu-/Zapu-Führern vergewaltigt wurden. Ganz zu schweigen von den zahllosen Frauen, die in den Trainingslagern schwanger und mit ihren Kindern nach dem Krieg allein gelassen wurden.

Es gibt Opposition. Menschenrechtler und Kirchen kritisierten die letzten Präsidenten- und Parlaments-Wahlen 1995/96, die Mugabe und Zanu-PF haushoch gewannen (117 von 120 Sitzen, plus 30 Sitze, die direkt vom Präsidenten vergeben werden). Rechtliche Grundlagen und Durchführung wurden angezweifelt.

Margaret Dongo trat als unabhängige Kandidatin im Wahlkreis Harare Süd an, nachdem sie wegen interner Querelen Zanu-PF verlassen hatte. Vor Gericht erreichte sie die Annullierung der Ergebnisse ihres Wahlkreises, da mehr Stimmen abgegeben wurden, als Wähler registriert waren. Die Nachwahl gewann sie. Jetzt bildet sie zusammen mit den zwei Abgeordneten der kleinen Partei Zanu-Ndonga, die sich auf eine nationale Minderheit stützt, die parlamentarische Opposition.

Treffpunkt Parlament. Fast konspirativ bin ich mit Margaret Dongo verabredet. Denn es ist Unabhängigkeitstag. Alles, was in Zimbabwe Rang und Namen hat, feiert sich selbst im Nationalstadion. Ein erstes Treffen ist geplatzt, da Dongo eine „historische Tat“ vollbringen mußte. Ich werde Zeuge, wie sie „zum ersten Mal in der Geschichte des Landes“ eine Vorlage der Regierung im Parlament zu Fall bringt. Einstimmig lehnen die Abgeordneten die Konditionen eines Kredites zum Neubau des Flughafens der Hauptstadt ab. Frau Dongo steht unter Hochspannung. Kein Tag für ein Interview mit einem ausländischen Journalisten.

Jetzt sitzt mir diese ungeheuer dynamische Persönlichkeit in der leeren Lounge des Parlaments gegenüber. Gelöst, locker, leger mit schwarzer Sonnenbrille. Ihren Jeep hat die Frau, die „Sozialarbeit, Photographie und Frauenforschung“ als Hobbies angibt, unter den Augen der Sicherheits-

beamten frech direkt vor dem Eingang im absoluten Halteverbot geparkt. Nach laschem Beginn (sind meine Fragen schlecht oder – noch schlimmer – zu brav?) gehe ich härter vor. Sie beginnt auf ihrem Sessel hin- und herzurutschen und mit ihrer Sonnenbrille auf mein Knie zu pieksen.

☞ Zunächst möchte ich Sie um eine kurze Vorstellung Ihrer Person bitten. Wer ist Margaret Dongo?

„In erster Linie bin ich Mutter von drei Söhnen, die 1984, 1986 und 1989 geboren wurden. Aber geprägt wurde meine Persönlichkeit im Busch. 1975 habe ich mit 15 Jahren die Schule verlassen, bin über die Grenze nach Mosambik gegangen und habe mich dem Befreiungskampf angeschlossen. Zu sechs Mädchen haben wir zusammengehaust. Das war nicht einfach. Wir hatten Hunger, das Training war hart.

Aber dort habe ich zum ersten Mal erfahren, daß Männer und Frauen gleiche Rechte haben. Wir haben zwar nicht aktiv gekämpft, dafür Munition transportiert – ein gefährlicher Job. Später als Krankenschwester habe ich großes menschliches Leid gesehen. Ich hatte viele schlaflose Nächte, bis ich mich daran gewöhnte.

Nach Unabhängigkeit und Demobilisierung mußte ich überlegen, was jetzt? Der Mensch verbringt Dreiviertel seiner Zeit bei der Arbeit. Da ist Freude am Job wichtig. Es begannen wechselvolle Jahre: das Zanu-Frauenbüro, die Nachrichtenagentur Ziana, die Gründung der Kriegsveteranenvereinigung. Seit 1990 sitze ich im Parlament. Erst für Zanu-PF, jetzt als erste unabhängige Abgeordnete.“

☞ Warum haben Sie Zanu-PF verlassen?

„Weil es in dieser Partei keine Demokratie gibt. Kritiker werden sofort wie Ausgestoßene behandelt oder als Querulanten abgestempelt. Unter Ian Smith gab es den Ein-Parteien-Staat der Weißen, heute gibt es Robert Mugabes Ein-Parteien-Staat der Schwarzen. Das ist nicht das Ideal, für das ich gekämpft habe.

Sehen Sie sich die Menschen auf der Straße an. Die Armut unter den Schwarzen ist heute größer als früher. Ressourcen werden verschwendet. Es herrscht Mißmanagement.

Also müssen wir die Situation korrigieren. Zunächst habe ich versucht, etwas innerhalb der Partei zu ändern. Damit ist die Partei nicht zurecht gekommen.“

☞ Wie funktioniert parlamentarische Opposition in einem Ein-Parteien-Staat?

„Grundsätzlich habe ich nicht genug Mittel für meine Arbeit. Zum Beispiel muß ich mein Büro selber finanzieren. Keiner will mich mehr öffentlich unterstützen. Wer mir hilft, kommt nicht mehr weiter im Leben. Zum Beispiel der Geschäftsmann, der meine Wahlkampagne unterstützt hat, ist wie zufällig Bankrott gegangen. Opposition wird hier nicht als Partner, sondern als Feind behandelt.

Die positive Seite ist, daß ich immer mehr Freunde in Zanu-PF gewinne. Immer, wenn etwas nicht richtig läuft, kommen sie zu mir: Margaret, hast Du schon gehört? Da passiert das und das! Mach' Du doch etwas. Wir können ja nicht, weil wir zur Partei gehören. So bin ich eine sehr gefragte Person geworden.“

☞ Sie haben einmal gesagt, daß Wahlen in Zimbabwe im Westen nur die Illusion erwecken sollen, daß es Demokratie gebe.

„Die Wahlen waren hier nie frei, immer nur nach außen hin. Das fängt damit an, daß nur 120 Abgeordnete gewählt werden und die restlichen 30 Sitze vom Präsidenten an seine Gefolgsleute vergeben werden, und endet damit, daß Zanu-PF bei der Parteienfinanzierung klar bevorzugt wird. Präsident und Partei kontrollieren die Medien und nutzen den Staatsapparat. So fliegt Mugabe im Wahlkampf von Veranstaltung zu Veranstaltung mit dem Hubschrauber, während Oppositionelle wie Bischof Muzorewa mit dem Fahrrad fahren müssen.“

☞ In Europa beklagen Politiker und Politikwissenschaftler, daß die Opposition in Zimbabwe mehr untereinander streite, als dem Volk klare Konzepte und Alternativen zu bieten.

„Was für Alternativen erwarten Sie von einer Opposition, die in den Köpfen der meisten Leute gar nicht existiert, die von den Medien totgeschwiegen wird? Eine Opposition kann so nicht arbeiten.

Es ist wie unter Ian Smith. Außer Ihnen kommt niemand hierher, um zu sehen, wie die Opposition leidet. Die Welt liest die Regierungspresse. Selbst wenn ich hier zu den Botschaften der demokratischen Länder gehe, bekomme ich keine Unterstützung. Hilfe erhält nur die regierende Partei.“

☞ So ist die westliche Demokratie in Zimbabwe gescheitert?

„Wir brauchen ein anderes Demokratieverständnis, das unsere Kultur beachtet. Deutschland ist ein entwickeltes Land. Da liegen die Probleme anders. Zum Beispiel leben bei Ihnen auch die Arbeitslosen in relativer sozialer Sicherheit. Hier wissen die Menschen nicht, was ihre Rechte sind. Wenn sie in Dürrezeiten Essen oder sauberes Wasser bekommen, denken sie, es sei ein Geschenk Mugabes. Ohne Opposition werden die Menschen wie Kinder behandelt.“

☞ In großformatigen Zeitungsanzeigen wird zur Zeit eine „Vision 2020“ für Zimbabwe beschworen. Darin wird ein Land versprochen, das mit Verstand und Sensibilität geführt wird, wo Gesetz und Ordnung voranschreiten und wirtschaftliche und soziale Sicherheit die Norm sind. Und vor allem suggeriert die Anzeige, daß Zanu-PF auch 2020 noch die herrschende Partei ist...

„Zanu-PF wird nicht die alleinregierende Partei bleiben. Schon im Jahr 2000 nicht mehr. Nach meiner Wahl habe ich mit anderen Oppositionellen die „Foundation for Democracy“ gegründet. Wir klären die Menschen über

ihre Rechte auf. Wir zeigen ihnen, daß auch andere Ideen möglich sind. So bin ich auch Mitbegründerin des „Movements for independent electial-candidates“, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Idee der Unabhängigen zu verbreiten. Bis zum Jahr 2000 wollen wir die Menschen von den Vorteilen echter Demokratie überzeugt haben. Übrigens mit Erfolg: Bei den letzten Wahlen zum Stadtparlament von Harare hat ein Unabhängiger einen Sitz gewonnen.“

☞ Wie sieht ihre politische Zukunft aus?

„Nicht nur Zimbabwe, ganz Afrika muß von Frauen regiert werden. Der Kontinent ist müde von all den Kriegen, der Korruption, den Vergewaltigungen, die Männer über ihn gebracht haben. Frauen waren bislang nur dafür da, Männern beim Erklimmen der Karriereleiter zu helfen. Dabei stellen wir über 50 Prozent der Bevölkerung. Was hält uns also vom Regieren ab? Wir müssen Frauen überzeugen, Frauen zu wählen.“

☞ Meinen Sie sich damit selbst?

„Jeder Mensch hat Ambitionen. Wichtig ist das nationale Interesse. Aber ich habe keine Angst. Ich bin gerüstet.“

Eine weitere schillernde Figur der politischen Bühne des Landes ist der emeritierte Methodistenbischof Abel Muzorewa. 1978/79 war er Premier der letzten Regierung vor der Unabhängigkeit. Diese Rolle als Marionette der Weißen haben ihm viele bis heute nicht verziehen. Heute ist er Führer der United Parties, einer der wenigen Oppositionsparteien. Aber auch diese Rolle nehmen ihm viele nicht ab. Er sei vielmehr der Alibi-Oppositionelle, der die Diktatur Robert Mugabes und Zanu-PFs verschleierte, so ein Vorwurf.

Der Bischof empfängt mich in seinem Privathaus am Stadtrand von Harare. Keine arme Gegend. Er trägt ein lila Hemd mit großen schwarzen Blumen und eine schwarze Hose. Dazu Sandalen mit Socken ebenfalls in Schwarz, eine goldenen Brille und einen goldenen Bischofsring. Ich habe ihn aus dem Fernsehen größer in Erinnerung.

Ich warte im Vorzimmer, bis der Besucher vor mir sein Anliegen mit dem Bischof geklärt hat. Im Wohnzimmer des Bischofs hängen Familienphotos und Erinnerungen an seine kirchliche und politische Karriere. Einen Ehrenplatz hat ein Bild, das ihn zusammen mit Papst Johannes Paul II. kurz nach dessen Wahl zeigt. „Ich war einer der ersten, die ihm gratulieren durften.“

☞ Exzellenz, 117 von 120 gewählten Abgeordneten des Zimbabwischen Parlamentes gehören Zanu-PF an. Warum ist die Partei so dominant?

„Zimbabwe ist weder wirklich frei noch demokratisch. Unser Land ist ein Ein-Parteien-Staat, ja eine Ein-Parteien-Diktatur. Die Wahlen sind nicht fair. Dies hat verschiedene Gründe.

Zum Beispiel zieht die Jugendorganisation von Zanu-PF vor jeder Wahl durch das Land und schüchtert die Menschen ein. Da kommt dann einer mit dem Kassettenrekorder ins Dorf, ruft die Leute zusammen und fragt sie

nach ihrer Meinung. Danach spielt er ihnen die Interviews noch einmal vor und sagt: Habt ihr gehört, was ihr selber gesagt habt? Wenn ihr jetzt nicht Mugabe wählt, wissen wir genau, wer das war. Der bekommt dann kein Haus und kein Land mehr.

Sie in Europa können sich das vielleicht nicht vorstellen, aber die armen Leute auf dem Land hier glauben so etwas. Das zieht bei bestimmt 98 Prozent der Wähler.

Oder zum Beispiel Polizei und Militär. Dort müssen die unteren Ränge ihren Vorgesetzten den Stimmzettel zeigen, bevor sie ihn in die Urne werfen. Dazu leiten und überwachen Zanu-PF-Mitglieder die Wahlen.

In Zimbabwe gibt es derzeit keinen Raum für andere Parteien. Es sei denn, sie gehen in den Busch und fangen Krieg an. Das möchte ich aber nicht. Meine Politik ist nicht die der Gewalt.“

☞ Aber war es politisch klug, daß Ihre Partei 1995 die Parlamentswahl boykottiert und Sie 1996 Ihre Kandidatur bei der Präsidentenwahl kurzfristig zurückgezogen haben?

„Neben Betrug und Einschüchterung hat unsere Regierung ja noch ein Wahlgesetz eingeführt, das ihren Ein-Parteien-Staat sichert. Überall auf der Welt bildet der die Regierung, der die Mehrheit im Parlament hat. Bei uns ist das anders. Selbst wenn meine Partei die Mehrheit gewänne, könnte sie nach unserem Recht nicht die Regierung bilden. Die bestimmt allein der Präsident. Aus diesem Grund haben wir 1995 die Wahl boykottiert und das Wahlgesetz vor den Supreme Court gebracht.

Der einzige Grund für mich, bei der Präsidentenwahl 1996 zu kandidieren, war die Hoffnung, der Supreme Court habe bis dahin eine Entscheidung gefällt und das Wahlgesetz geändert. Als er das nicht tat, habe ich mich zum Rückzug entschlossen. Es hatte keinen Zweck. Es gab ja nichts zu wählen. Bis das Gesetz geändert ist, ist das Zeit-, Energie- und Geldverschwendung.“

☞ Ist das der Grund, warum nur 32 Prozent der Wahlberechtigten zur letzten Präsidentenwahl gegangen sind?

„Und selbst diese Zahl ist gelogen. Es sind noch viel weniger Leute zur Wahl gegangen. Aber die Stimmenauszähler und Wahlhelfer von Zanu-PF betrügen bei jeder Gelegenheit. Die Menschen hier haben die Nase voll von der Regierung und von Zanu-PF. Und sie glauben uns, daß sie betrogen werden. Deshalb ist die jetzige Regierung eine Minderheitsregierung, ähnlich wie wir sie unter den Weißen hatten.“

☞ Aber warum gibt es dann keine große Allianz aller Unzufriedenen?

„Weil die Menschen Angst haben. Zum Beispiel kenne ich viele, die meiner Partei mit viel Geld helfen würden. Aber es ist in Zimbabwe fast ein Verbrechen, der Opposition zu helfen. Wer in Verdacht gerät, hat es schwer. So wie der weiße Farmer, dessen Land urplötzlich für das Resettlement-Programm designiert wurde, nachdem er mir geholfen haben soll.“

☞ In Europa beklagen Politiker und Politikwissenschaftler, die Opposition in Zimbabwe würde mehr untereinander streiten als den Menschen Alternativen und Konzepte zu bieten.

„Wenn Sie unserer United-Parties-Manifest gelesen hätten, wüßten Sie, daß diese Anklage der Realität nicht standhält. Wir haben sehr wohl Konzepte zu bieten.

Aber es ist nichts Neues, daß die Welt denkt, es gäbe uns nicht. Zeitungen, Radio und Fernsehen sind in Regierungshand und boykottieren uns. Deshalb hören die Welt und sogar unsere eigenen Leute nichts von uns. Und die, die es wagen, zu unseren Veranstaltungen zu kommen, müssen Angst haben, von der Zanu-PF-Jugend einen Stein an der Kopf zu bekommen. So werden wir unterdrückt.“

☞ Sie sind Bischof und waren lange Zeit Oberhaupt einer der großen christlichen Kirchen des Landes. Welche Rolle können die Kirchen bei der Entwicklung der Demokratie spielen?

„Erziehung und Ausbildung. Denn Entwicklung fängt beim einzelnen Menschen an. Zum Beispiel haben wir Methodisten die erste unabhängige Universität des Landes gegründet. Zudem betreiben wir fünf Musterfarmen, auf denen Landwirte ausgebildet werden. Diesen Weg gehen übrigens alle Kirchen. Und das mit großem Erfolg. Sie können davon ausgehen, daß 1980 bei der Unabhängigkeit 95 Prozent der Gebildeten eine kirchliche Ausbildung genossen hatten, quasi Kirchenprodukte waren.“

☞ In Europa hört man immer wieder, Zanu-PF sei die Partei der Shona und Robert Mugabe in erster Linie der starke Mann des Stammes und erst in zweiter Linie Präsident, Marxist oder Katholik. Ist Zimbabwe ein Shona-regiertes Land?

„Ich kenne diese These. Aber die Antwort lautet nein. Schauen Sie sich die Verteilung der ethnischen Gruppen an. Die Shona stellen nun einmal rund 84 Prozent der Bevölkerung. Da können sie nicht erwarten, daß im Parlament plötzlich die Ndabele die Mehrheit haben. Oder gar die 1,5 Prozent Weißen. Das wäre doch absurd.“

☞ In großformatigen Zeitungsanzeigen wird zur Zeit eine „Vision 2020“ für Zimbabwe beschworen. Darin wird ein Land versprochen, das mit Verstand und Sensibilität geführt wird, wo Gesetz und Ordnung voranschreiten und wirtschaftliche und soziale Sicherheit die Norm sind. Und vor allem suggeriert die Anzeige, daß Zanu-PF auch 2020 noch die herrschende Partei ist...

„2020 wird Zanu-PF nicht mehr an der Macht sein, es sei denn, die können das Volk weiter so betrügen wie bisher und die Menschen einschüchtern. Aber wenn wir mit unserer Klage gegen das Wahlgesetz vor dem Supreme Court erfolgreich sind, dann wird es auch mehr Demokratie in Zimbabwe geben. Ein weiterer Schritt wären internationale Wahlbeobachter wie in unseren Nachbarländern Mosambik, Südafrika, Malawi und Zambia.

Dann könnte Zanu-PF gar nicht mehr gewinnen. Davon bin ich überzeugt. Wenn es Wahlen ohne Betrug gibt, brauchen wir sie auch nicht mehr zu boykottieren. Und dann bin ich natürlich der nächste Präsident.“

Auf der Rückfahrt unterhalte ich mich mit Douglas, einem der Fahrer der Ebert-Stiftung. Ihm ist es egal, ob Muzorewa oder Mugabe Präsident ist. „Ich habe doch nix davon. Keiner von beiden kauft mir ein neues Auto...“

Apropos Auto. Immer wieder erwähnen Gesprächspartner, daß es sie nicht wundern würde, wenn Bischof Muzorewa oder Frau Dongo einen Autounfall hätten. Nach „Selbstmord“ durch Gift oder durch Sprung in den Swimming-Pool mit Gewichten an den Füßen sei dies der aktuelle Weg, unliebsame Zeitgenossen aus dem Weg zu schaffen. Das werde auch ganz offen berichtet. So habe die regierungstreue Presse wie folgt über den Tod eines Oppositionellen berichtet: „... starb bei einem Zusammenstoß mit einem Militärfahrzeug, nachdem er bereits gestern morgen und gestern nachmittag mit einem Militärfahrzeug zusammengestoßen war.“

Solche „Mißgeschicke“ ereilen in der Regel nur Stadtmenschen. Die aufstrebende Mittelschicht gibt sich mit den oftmals leeren Versprechungen der Partei nicht mehr zufrieden. Daraus folgt wiederum, daß die Regierung kein Interesse an einem selbstbewußten, da ökonomisch erfolgreichen Mittelstand hat. Das schlägt sich in der Wirtschaftspolitik nieder. So beklagte sich ein Weißer bitter über die vielen vor allem finanziellen Hürden, die Existenzgründern in den Weg gelegt würden. Anders ist die Situation auf dem Land. Dort stehen viele Menschen hinter Zanu-PF. Vor allem diejenigen, die vom Resettlement-Programm, der Landreform, profitieren.

Wirtschaft: Die Landreform

Mount Darwin. Ein verschlafenes Städtchen rund 160 Kilometer nordöstlich von Harare. Wegen der ausgezeichneten Hauptstraßen des Landes komme ich fast eine Stunde zu früh. Aber Inos Shambira, der district coordinator der Zimbabwe Farmers Union (ZFU), der schwarzen Farmervereinigung, ist schon in seinem Büro. Gemeinsam fahren wir zu Ansiedlung 20, einem Retortendorf für 42 Familien, die würdig befunden wurden, am Resettlement-Programm der Regierung teilzunehmen.

Verkürzt gesagt bedeutet Resettlement, also wörtlich Rücksiedlung, daß die Regierung Großfarmen, die in der Regel Weißen gehören, aufkauft und an in der Regel schwarze Kleinbauern verteilt. Um die Umverteilung zu beschleunigen, wurde 1992 ein Landgesetz verabschiedet. Danach sollten die alten Besitzer gegen Entschädigung enteignet werden können. Das hört sich einfach an. Je mehr ich mich aber in dieses Thema einarbeite, desto mehr ungelöste Fragen und Probleme tauchen auf.

Da ist zum Beispiel der Fall Alistair Davies. Geboren in England kam er 1952 nach Rhodesien. „Ich habe hier Verwandte besucht und war begeistert von dem Land“, erzählt er. Davies fing ganz unten an: Farm-Assistent,

Junior Manager, Manager. Erst eine Farm geleast, dann gekauft. 1979 erwirbt er eine 1042 Hektar große Farm in Centenary, dem Nachbarort von Mount Darwin. 1993 erfährt er, daß er das Land im Rahmen des Resettlement-Programms an die Regierung verkaufen soll. „Aus der Zeitung“, empört er sich.

Das ist aber nicht der einzige Grund für seine Aufregung. „Die Regierung hat immer gesagt, wer sein Land produktiv bewirtschaftet, hat nichts zu befürchten“, erinnert er sich. Im Grunde sei er dafür, Farmern, die ihren Boden brachliegen lassen, die Farm abzunehmen. „Meine Farm war aber sehr produktiv. Das kann ich beweisen.“ Weiter wundert es ihn, daß seine Farm ausgesucht wurde, obwohl der Boden nichts für Kleinbauern sei, nur ein (Wasser-)Bohrloch habe und mitten zwischen anderen industriellen Großfarmen liege. Und: „Auf der betroffenen Farm sollen 49 Familien angesiedelt werden. An die Familien meiner 48 Arbeiter, die dann weg müssen, denkt niemand.“ Zudem habe er immer hohe Steuern bezahlt. Von 49 Subsistenz-Bauern sei kein Pfennig zu erwarten.

Mit Hilfe der Commercial Farmers Union (CFU), der Interessenvertretung der meist weißen Großfarmer, klagte Alistair Davies beim Supreme Court. Das ist vier Jahre her. Das Verfahren läuft noch. „Seitdem steht alles still. Ich kann die Farm weder verkaufen, noch einen Kredit darauf aufnehmen, noch investieren.“

Der Entscheidung des Gerichts wird Davies sich beugen. „Wenn die Richter entschieden haben, habe ich keinen Grund mehr, mich zu beschweren.“ Aber: „Die müssen ja auch noch die Frage der Bezahlung beantworten. Setzt die Regierung den Preis willkürlich fest oder bekomme ich ein marktorientiertes Angebot? Wenn die Regierung einen ordentlichen Preis bezahlt, soll sie die Farm haben.“ Nach vier Jahren ist Davies des Kämpfens müde. „Wissen Sie“, sagt er abschließend, „ich bin kein armer Mann. Aber ich habe mein ganzes Leben hart gearbeitet. Ich werde weiter in Zimbabwe bleiben und Farmer sein. Aber hier ist mir ein Teil meines Lebens einfach weggenommen worden.“

Pointiert bringt CFU-Mitarbeiter Dr. Gary Grant den „Fall Davies“ auf den Punkt: „Das ganze ist ein politisches Problem.“ Wirtschaftlich betrachtet sei das ganze Programm sinnlos. Auch würde durch die paar Umsiedlungen der Bevölkerungsdruck nicht gemildert. Aber um ihre Wahlversprechen einzulösen, müsse die Regierung von Zeit zu Zeit den Druck auf die rentabel arbeitenden Großfarmer verstärken – „ohne dabei der Wirtschaft das Rückgrat zu brechen“. Denn die meisten Großfarmer sichern nicht nur die Ernährung, sondern erwirtschaften den Löwenanteil der Devisen des Landes.

Deshalb gehe es vor Gericht darum, eine Reihe von Fragen zu klären: Haben weiße Zimbabweer dieselben Rechte wie schwarze Zimbabweer? Warum kauft die Regierung nicht Land auf dem freien Markt, wo genug angeboten wird? Was ist das „nationale Interesse“, in dessen Namen die Enteignung stattfinden soll? Werden gar die weißen Besitzer nur durch schwarze ersetzt?

Dem mitschwingenden Vorwurf der letzten Frage begegne ich oft. So sollen einige der enteigneten Farmen nicht an arme Bauern verteilt, sondern im Stück an verdiente Generäle oder Parteigenossen gegangen sein. Wo früher der Mais wuchs, steht heute ein Wochenendhaus.

Zurück in Ansiedlung 20. Inos Shambira hat die Fahrt genutzt, mich mit Fakten zum Resettlement-Programm zu versorgen. So hätten allein im Distrikt Mount Darwin 1278 Familien vom Programm profitiert. Das Land bleibt Eigentum der Regierung. (Laut Pater Wermter ist dies zum Schutz der neuen Bauern. „Sonst würde das Land schnell irgendwelchen Banken gehören.“)

Die allermeisten Bauern hätten sich für das Modell A entschieden, daß ihnen 12 acres (Morgen) Land und Weiderechte auf kommunalen Wiesen gebe. „Die Farmer haben das lieber als Modell B, wo das ganze Land genossenschaftlich bewirtschaftet wird. Das gab nur Streit. Für seinen Privatbesitz fühlt sich jeder mehr verantwortlich. Die politische Idee der Genossenschaft ist gescheitert.“

Das sei nicht der einzige Fehler des Programms gewesen. „Anfangs wurde das Land ohne Rücksicht auf das Können der Leute vergeben.“ Das mußte schiefgehen. „Heute müssen alle vorher ein Master-Farmer-Zertifikat machen.“ Das habe zur Folge, daß die meisten neuen Farmer am Ende der Erntezeit auch wirklich etwas zu verkaufen hätten und die Wartelisten, ins Programm aufgenommen zu werden, immer länger würden.

Nach der obligatorischen Begrüßung zeigt mir Dorfvorsteher Wito Muganu den Stolz des Dorfes: Das Tabaklager. In großen Ziegelbauten sitzen Männer und Frauen auf dem Boden und sortieren die Blätter nach ihrer Güte. Dann werden die Ballen nach Besitzern geordnet zum Abtransport durch die ZFU gestapelt. Die Gebäude sind vom Vorbesitzer gebaut worden. Keiner weiß, wer das war. „Hier war niemand mehr, als wir kamen“, erzählt der Dorfvorsteher.

Lackson Kagwambo kam 1991 zusammen mit seinem Bruder aus Rushinga, nordöstlich von Mount Darwin. 1988 hatten die beiden zum ersten Mal vom Programm gehört und sich beworben. „Wir hatten Probleme mit unserem lokalen Angeordneten wegen des Tabakverkaufs“, übersetzt Inos Shambira die Geschichte des 35jährigen. Als sie an der Reihe waren, verschlug das Los sie in Ansiedlung 20.

1993 starb der Bruder. Seitdem muß Kagwambo nicht nur seine Frau und seine Kinder, sondern auch die Schwägerin mit ihrem Nachwuchs, insgesamt zehn Personen, durchbringen. „Das Leben hier ist sehr hart“, klagt er. „Die Familie ist zu groß, ich habe kein Geld, um Geräte zu kaufen, Wild hat einen Teil meiner Ernte zerstört, meine Haustiere mußte ich verkaufen, um Medizin für meinen kranken Bruder zu bekommen.“

Familie Kagwambo wohnt in kleinen traditionellen Hütten mit Lehm Boden und Feuerstelle draußen. Zum obligatorischen Gruppenphoto fällt es den beiden Müttern schwer, genug zum Anziehen für alle Kinder zu finden. „Wenn ich die Chance bekäme, würde ich einiges in meinem Leben anders machen wollen“, sagt Lackson zum Abschied.

Anders Crust Chari aus Dotito, einem Dorf nördlich von Mount Darwin. Der 38jährige kam zur selben Zeit wie sein Nachbar ins Dorf. Wie er bekam er 12 acres Land. Nachdem er mir stolz etliche Ballen besten Tabaks präsentiert hat, gehen wir zu ihm nach Hause. „In Dotito gab es nicht genug Land für jeden“, erzählt er unterwegs in fließendem Englisch. „Und ich wollte mein eigenes Land bebauen.“ Deshalb hält er auch nichts von den angebotenen Genossenschaftsmodellen. „Dann wird den ganzen Tag geredet und geredet und am Ende des Tages ist nichts passiert.“ Auch er hat die landwirtschaftliche Schule besucht, aber nicht an der Lotterie teilgenommen. „Eines Tages kam ein Mann von der Behörde und sagte zu mir, du weißt genug.“ Da wurde ihm sein Land zugewiesen.

Crust Chari ernährt ebenfalls zehn Personen. Alle leben in einem geräumigen Haus. Beide Frauen haben ein eigenes Schlafzimmer mit Doppelbett, wie er augenzwinkert versichert. Er besitzt Solarstrom, einen Fernsehseher, eine Stereoanlage, ein Fahrrad, zwölf Stück Vieh und zwei Ochsenkarren. „Das habe ich alles mit meinen Händen erarbeitet“, sagt er nicht ohne Stolz. Ja, er sei zufrieden, druckst er herum. „Wenn hier nur noch etwas mehr Land zu bekommen wäre.“ Sein Traum ist eine größere Farm auf besserem Land. „Vielleicht in ein paar Jahren...“

„Es ist schön zu sehen, wenn Menschen wie Chari ihre Chance nutzen“, sinniert Inos Shambira auf dem Rückweg. Aber selbst für Absolventen der Landwirtschaftsschulen werde das Land aus dem Resettlement-Programm knapp. „Das Programm ist gut, es muß weitergehen.“

Religion: Die katholische Kirche

Auch die katholische Kirche steht grundsätzlich hinter der Landreform. „Der Staat hat das Recht, Land zu erwerben und gerecht zu verteilen“, teilte die Bischofskonferenz 1993 mit. Dann kommt die Einschränkung: Der Staat habe den Vorbesitzer angemessen zu entschädigen und den ihre Arbeit verlierenden Farmarbeitern eine überzeugende Alternative zu bieten. Noch weiter geht der Fachmann der Bischöfe für die Landreform, Pater Brian MacGarry SJ, in einer Denkschrift: „Einige reiche Schwarze, inklusive Minister, haben kommerzielle Großfarmen gekauft, das ist nicht weiter eine Rassenfrage, und es ist nicht klar, ob die Regierung letztendlich Großfarmer oder die arme Mehrheit bevorzugt.“

Das sind harte Worte, die sich in einem Land wie Zimbabwe nur eine selbstbewußte Institution erlauben kann. Die Zahlen differieren je nach Zähler und Zählart: Aber die katholische Kirche ist mit Abstand die größte Glaubensgemeinschaft im Land. Ihre starke Stellung hat sie sich selbst zu verdanken. „Mit der Unabhängigkeit 1980 standen auch die meisten Bischöfe, Priester und Ordensleute über Nacht der Regierung nah“, erinnert sich Pater Dieter Scholz SJ. Schließlich hatte nicht nur der neue starke Mann, der heutige Präsident Robert Mugabe, eine kirchliche Schule besucht. „In den 60er und 70er Jahren haben wir illegal schwarze Gewerk-

schafter und Politiker ausgebildet“, berichtet der Leiter des Silveira-Hauses am Rande Harares. Die Absolventen dieser Kadenschmiede bekleiden heute hohe Posten in Politik und Verwaltung. Danach stand die katholische Kirche am Scheideweg. „Wir gingen auf Distanz“, so Scholz. „Wer zu nah an der Macht bleibt, verliert die Fähigkeit, Mißstände glaubwürdig zu kritisieren.“

In großen Erklärungsnotstand geriet die Kirche dagegen, als der Erzbischof von Harare, Patrick Chakaipa, Witwer Mugabe und seine zweite Frau Grace Ende 1996 kirchlich traute. Ist die nicht geschieden?, fragten viele Kirchgänger empört. Die Kirche berief sich auf das Paulinische Privileg, wonach jemand, der sich zum Glauben bekehrt, seinen alten, ungläubigen Partner verlassen und einen Gläubigen heiraten kann (1 Kor. 7, 15). Die Braut brachte zwei Kinder mit, die geboren wurden, als Mugabes erste Frau Sally noch lebte. Trotzdem sollen sie dem Stiefvater unglaublich ähneln.

In der katholischen Kirche spiegeln sich aber auch die ethnischen Probleme des Landes wider. „Ich bin einmal mit einer Shona-Jugendgruppe nach Bulawayo gefahren“, erzählt Pater Wolf Schmidt SJ, den es von Altena nach Harare verschlagen hat. „Die haben sich strikt geweigert, in eine Ndabele-Messe zu gehen. Die hatten Angst.“ Solche Geschichten mag Pius Ncube, der Generalvikar des Erzbistums Bulawayo, nur ungern bestätigen. „Ja, viele Ndabele fühlen sich auch in der katholischen Kirche zurückgesetzt“, gibt er zu. „Bei den Methodisten ist es letztes Jahr sogar zu Schlägereien gekommen.“

Das liege manchmal an Kleinigkeiten: „Zum Beispiel lieben die Ndabele den Gesang, die Shona mehr die Trommel.“ Ernster werde die Geschichte schon, wenn solcher Streit im Priesterseminar oder in einzelnen Orden ausbreche. „Während der schlimmen Vorkommnisse in den 80er Jahren“, sagt der General vorsichtig, „wurde Shona-Priesteramtskandidaten unterstellt, die Regierungspolitik zu unterstützen.“ So etwas flamme immer wieder auf. Noch vor kurzem habe Erzbischof Heinrich Karlen, ein gebürtiger Schweizer, eingreifen müssen, als eine Ndabele-Gemeinde sich weigerte, einen Shona-Pfarrer zu akzeptieren.

„Stammesfragen dürfen in den Gemeinden keine Rolle spielen“, sei das Motto des Erzbischofs. Darum versuche er, beide Volksgruppen zu verbinden. Zum Beispiel würde – unter sanftem Druck – gemeinsam Messe gefeiert: Die erste Lesung auf Shona, die zweite auf Ndabele. Auch auf dem Gebiet des Chorgesangs habe man gemeinsame Projekte angeregt.

Die Weißen sind aber nicht die besseren Katholiken. „Sicher haben auch die Missionare Fehler gemacht“, erklärt Schwester Benita Bonifass CPS aus Gelsenkirchen, die seit 1934 in Zimbabwe ist. Dazu fällt ihr eine Geschichte ein: „Das muß so 1939/40 gewesen sein. Da kam ein junger Pater aus Deutschland zu uns in den Busch. Der konnte kein Wort Shona, stellte sich aber am ersten Sonntag vor die Kirche und sang, so laut er konnte, 'Kyrie eleison'. Keiner hat verstanden, was er wollte. Ich habe mich totgelacht.“

Besonders die weißen Ordensschwestern merken, daß die Kirche in Afrika zunehmend schwarz wird. „Wir sind gekommen und haben etwas aufgebaut“, sagen die Dominikanerinnen Amica van Rissenbeck aus Gelsenkirchen und Petra Feldens aus Essen. „Jetzt müssen die Schwarzen das übernehmen. Und das ist richtig so.“ Denn „was früher weiß war, ist heute schwarz“. Schwester Petra: „Wenn ich mir überlege, daß wir einmal ein Harmonium durch den Busch geschleppt haben, weil in der Messe keine Trommeln erlaubt waren.“

Die sogenannte Inkulturation des Glaubens gehe in allen Bereichen voran, ist sich auch Pater Schmidt sicher. „Und wenn das einmal nicht so schnell geht, wie wir Weißen uns das vorstellen, dann ist das halt das Tempo, das für Afrika angebracht ist.“ Die Zeiten, wo man sich da als Weißer einfach zwischenschieben konnte, seien vorbei. „Wenn die Einheimischen hier etwas übernehmen, kann man ihnen auch getrost das Feld überlassen.“

Pater Wolf ist ein gutes Beispiel dafür, was es heute heißt, Missionar zu sein. Er ist Pfarrer an St. Peter in Mbare, einem Stadtteil Harares, „der zwar kein Slum ist, aber immerhin nahe dran“. Pater Wolf ist nicht nur – mit zwei anderen Patres, zwei Brüdern und einem Diakon – Seelsorger für 8000 Katholiken, sondern auch Sozialarbeiter für alle. In seinem Pfarrhaus ist er nie allein. Immer steht irgendwer mit irgendwelchen Problemen auf der Matte. Weggeschickt hat Wolf noch niemanden. „Aber meinen freien Tag, den ziehe ich gnadenlos durch. Sonst schafft man das hier nicht.“

Als ich ihn zum ersten Mal besuche, bin ich froh, daß der Taxifahrer sich durchfragt und mich nicht an irgendeiner Ecke absetzt. Rund 300000 Menschen leben in Mbare – teils in heruntergekommenen ehemaligen Wohnheimen für Wanderarbeiter, teils in selbstgezimmerten Hütten. Es gibt Müllabfuhr, doch oft kein Wasser oder Strom. „Wenn es hier dunkel wird, kann man nicht viel anderes machen, als in die Bierhalle zu gehen“, kommt Schmidt auf eines der Hauptprobleme Mbares zu sprechen.

Der Alkohol und die Einsamkeit bilden in Mbare eine unselige Allianz. Denn viele Arbeiterfamilien leben noch wie zur Apartheitszeit getrennt von ihren Vätern und Ehemännern weit entfernt auf dem Land. Ein Grund, warum in Mbare die Prostitution blüht. Und das hat Folgen. 40 Prozent der Einwohner Harares sollen Aids haben, schätzt das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, Unicef.

Jeden Freitagnachmittag besucht Pater Wolf das staatliche Beatrice-Road-Hospital am Rande Mbares. In den kleinen, flachen Gebäuden aus der Kolonialzeit liegen Patienten mit Tuberkulose und Aids – oft im Endstadium. Die Erlaubnis für anderthalb Stunden pro Woche hat Schmidt Ärzten und Schwestern abgerungen. Denn für sie bedeutet sein Besuch nichts als eine Störung des Arbeitsablaufs.

Weil er so wenig Zeit hat, kommt er nicht allein. Neben einer Mutter-Teresa-Schwester für die Frauenabteilung begleiten ihn sieben bis zehn junge Männer zwischen 17 und 20 Jahren. „Schüler, Studenten, Rumhänger“, wie der Pater sagt. In einer „Kurzausbildung“ hat er sie zu Täufern und

Kommunionhelfern gemacht. „Wenn das mein Erzbischof wüßte“, ist sich Wolf seines aus pastoraler Not geborenen Spagats bewußt. „Aber allein schaffe ich das nicht. Und es geht hier doch um Menschen.“

Warum manche der jungen Männer nach dem ersten Mal sagen, das mache ich nicht nochmal, wird mir klar, als wir das erste Gebäude betreten. Zwei Stockwerke, vier Flügel, lange Zimmer mit rund 14 Betten an jeder Seite. Schwestern, die Mundschutz und Gummihandschuhe tragen, versorgen die Patienten ständig mit Medikamenten. Die Zimmer sind sauber, aber alles ist uralt und abgenutzt: Die Betten, die blauen Plastikunterlagen, die braunen Wolldecken, unter denen ausgemergelte Körper, verrenkte Brustkörbe, aufgeblähte Bäuche husten und schwitzen.

Ich gehe mit dem 18jährigen Frazer von Bett zu Bett. Obwohl alles sauber ist, riecht es an manchem Bett nach Verwesung. „Je näher die Leute Richtung Tür liegen, desto kränker sind sie“, erklärt Pater Wolf. Die Toten sollen schließlich möglichst unbemerkt abtransportiert werden können.

Frazer tippt jeden Patienten nur kurz am Fuß an. Ansonsten vermeidet er jeden Körperkontakt. Sein weißes T-Shirt hat ähnliche Löcher wie die Anstaltsschlafanzüge. Doch seine Stimme ist sehr beruhigend.

Einer der Patienten ist Isaak. Der 65jährige weiß selbst nicht so genau, was er hat. Aber es geht ihm schlecht. Isaak spricht nur wenig Englisch und überhaupt kein Shona. Denn Isaak ist ein Gastarbeiter aus Mosambik. Patienten wie er bekommen keinen Besuch.

Doch ob Katholik oder nicht – alle sprechen mit Frazer ein kurzes Gebet. Ein bis auf das Skelett abgemagerter Rastamann bittet um die Taufe und wird anschließend von Pater Wolf gefirmt. „Der hat nicht fünf vor, der hat eins vor zwölf“, so Wolf. Als ein Mann am Tropf die Szene verfolgt, schießen ihm die Tränen in die Augen. Er versucht sich hinzuknien und fällt. Eine Krankenschwester schafft ihn wieder ins Bett.

„Viel mehr als die Sakramente und ein wenig Zuwendung können wir den Menschen hier nicht geben“, sagt Pater Wolf. An hohen Festtagen zwacke er schon einmal etwas aus der dünnen Gemeindegasse ab und kaufe ein paar Süßigkeiten. Ansonsten verteilt er neben den Taufanweisungen ein paar Kirchen- und Ordenspublikationen. Von denen gibt es in Zimbabwe allerdings eine Menge.

Kultur: Der Buchmarkt

Einer der literarischen Superstars Zimbabwes ist ein Kirchenmann: Erzbischof Patrick Chakaipa von Harare. Seine Romane und begleitende Sekundärliteratur stehen in jedem Buchladen in vorderster Reihe. Dies ist kein Wunder. Zum einen sind die Religionsgemeinschaften sehr stark verlegerisch und buchhändlerisch engagiert. Zum anderen ist die Zahl der zimbabwischen Autoren begrenzt.

Bulawayo Art Gallery, 8. bis 10. Mai 1997. Eine bunt gemischte Gesellschaft schiebt sich durch die Räume und über den breiten Balkon, auf den

der Lärm der Hauptstraße dringt. Schwarz und weiß, jung und alt halten sich ungefähr die Waage. Zum zweiten Mal findet hier der sogenannte Mini-Book-Fair statt. Am ersten Tag kommen genau 857 Lesebegeisterte, um das Angebot der 42 Aussteller zu sehen. Am zweiten und dritten Tag sind es noch mehr. „Einen solchen Zulauf haben wir ehrlich nicht erwartet“, so Trish Mbanga, die Direktorin des Zimbabwe International Book Fair. Damit stapelt sie ein wenig tief, denn die Veranstaltung findet auf Druck der Leser statt. „Vor drei Jahren wollten wir einen einmaligen Beitrag zur 100-Jahr-Feier der Stadt Bulawayo leisten“, erläutert Mbanga. Jetzt wolle man daraus eine ständige Einrichtung machen. „Für alle, die es sich nicht leisten können, im Herbst zur Messe nach Harare zu kommen.“

Die Buchmesse in Harare hat sich unter Mbangas Regie zur größten Schwarzafrikas gemausert. „Nur Kairo ist größer“, sagt sie stolz, „aber da wird vor allem arabischsprachige Literatur angeboten.“ Harare sei dagegen „der“ Platz für afrikanische Literatur. Ihr Vorbild ist die Messe in Frankfurt am Main. „Warum ist Frankfurt so erfolgreich? Weil jeder hingehet. Und warum geht jeder hin? Weil alle da sind.“ So einfach sei das.

Bücher zu verkaufen ist für sie ein rein wirtschaftliches Problem. „Die Verlage müssen in erster Linie ans Geld denken.“ Daraus resultiere, daß das meiste Geld in Zimbabwe mit Schulbüchern zu verdienen sei, deren Auflage von der Regierung vorgegeben werde. Alle weiteren Fragen seien rein akademischer Natur: „Sicher wollen die Menschen in Zimbabwe lesen. Wenn möglich in ihrer eigenen Sprache.“ In Zimbabwe aber sprächen 10 Millionen Menschen Shona, zwei Millionen Ndabele, und alle Englisch. In welcher Sprache würden Verlage da wohl ihre Bücher produzieren?

Zudem fehle den meisten Menschen schlicht das Geld, sich Bücher zu kaufen, und es gebe nur wenige Leihbüchereien. Und wer Geld für Bücher habe, lese eh lieber auf Englisch. Warum dann also das viele Geld für Übersetzungen ausgeben?

Trotzdem sieht sie den Buchmarkt wachsen. „Langsam, aber stetig.“ Dies habe mit der wirtschaftspolitischen Entscheidung begonnen, ausländischen Verlagen zu erlauben, ihre Gewinne in Devisen außer Landes zu bringen. Aber auch das Interesse im Ausland an afrikanischer Literatur sei gewachsen. „Wir hoffen vor allem, in den großen nordamerikanischen Markt eindringen zu können. Wir denken dabei vor allem an das riesige Potential der Schwarzen, die nach ihren Wurzeln suchen.“

Die Direktorin des Zimbabwe Book Development Council, Miriam Bamhare, dagegen kann der Situation auf dem Buchmarkt einige politische Komponenten abgewinnen. Der politische Impetus zugunsten von Shona und Ndabele sei nicht stark genug. „Das bleibt bei Lippenbekenntnissen.“ Denn auch für Politiker seien die heimischen Sprachen die Sprachen der Verlierer. „Damit bekommt man keinen Job, keinen Aufstieg, macht kein Geschäft.“ Mental sei Zimbabwe noch eine Kolonie.

Aber auch die Autoren müßten sich an die eigene Nase fassen. „Zum Beispiel ist unsere Jugendliteratur thematisch bei der Unabhängigkeit stehen geblieben. Das interessiert doch heute keinen jungen Menschen mehr.

Das bringt niemanden dazu, ein Buch zu lesen.“ Es fehle an aufrüttelnden Geschichten zum Beispiel über Aids oder Arbeitslosigkeit. Dazu habe sie jetzt einen Workshop organisiert...

Zurück nach Bulawayo. Das Angebot auf der Messe spiegelt die Situation in den Läden wider. Wer internationale Autoren oder Spannung möchte, muß Englisch lesen. Andererseits schreiben zimbabwische Autoren zunehmend Englisch, um ein größeres Publikum zu erreichen, höre ich im Stand von Kingstons-Press. Am Rande fällt mir ein Wörterbuch Englisch-Deutsch auf, dessen Schutzumschlag eine belgische Flagge ziert. Bücher in Shona oder Ndabele sind meist für die Schule oder behandeln Themen, die heute kaum mehr interessieren: vor allem Romane über Helden des glorreichen Befreiungskampfes.

Eine rühmliche Ausnahme ist der katholische Mambo-Press-Verlag. „Auf Anfrage produzieren wir sogar Bücher in kleineren Landessprachen wie Ndabele, Tonga und Kalanga“, so ein Mitarbeiter. Das sei halt Verlagspolitik. Das sind keine leeren Worte. In den Mambo-Press-Geschäften gibt es wirklich mehr Literatur in den Landessprachen als anderswo.

Beim unvermeidlichen Workshop geht es um Politik. Genauer um hohe Politik. „Warum werden Poeten in aller Welt von den Oberen gefürchtet?“, fragt Professor George Kahari, der Direktor der National Gallery, seine rund 70 Zuhörer. „Weil sie die Wahrheit schreiben.“ Und Wahres könne man nur in der Muttersprache erzählen. In Bulawayo also in Ndabele. Er selbst hält seinen Vortrag übrigens auf Englisch. Das stört niemanden. Für ein ebensolches Vorgehen wird eine Woche später ein Politiker auf dem Land von der Menge gnadenlos ausgepiffen.

Den Stellenwert des Buches in der zimbabwischen Gesellschaft zeigt übrigens die Tatsache, daß die Messe in Bulawayo von Donnerstag bis Samstag stattfindet. „Am Sonntag geht niemand auf eine Buchmesse“, erklärt Trish Mbanga. „Sonntags gehen die Leute erst in die Kirche und nachmittags zum Fußball oder in den Club.“

Gesellschaft: Der Club

Der exklusive Club als Sinnbild britischer (weißer und männlicher) Lebensart hat in Zimbabwe ausgedient. Trotzdem ist die Institution Club noch immer eine feste Größe im gesellschaftlichen Leben. Nicht gerade in Harare, wo es selbst den in einigen Reiseführern aufgeführten deutschen Stammtisch nicht (mehr) gibt.

Wie überall auf der Welt hält sich das Clubleben vorwiegend in kleineren Ortschaften. In Zimbabwe fängt dies bei der zweitgrößten Stadt des Landes, Bulawayo, an. Über zwei Seiten erstreckt sich im kommunalen Monatsanzeiger für Touristen das Angebot der verschiedenen Vereine. Manches wie die „Freunde der deutschen Schäferhunde“ oder der Schützenverein ist Besuchern aus Deutschland vertraut.

Andere Bezeichnungen wie „Bulawayo Country Club“ klingen zunächst geheimnisvoll, sind es aber bei näherem Hinsehen nicht. Auf der riesigen Anlage im vornehmen Süden der Stadt wird vor allem Golf und Tennis gespielt. Und das tun seit den 50er Jahren Damen und Herren gleichermaßen.

Am Maifeiertag fahre ich unangemeldet zur Abendessenszeit hinaus. Der Parkplatz kommt ohne den in Zimbabwe obligatorischen (schwarzen) Wachmann aus. Ich finde kaum einen Platz. Das Clubhaus ist sehr gut besucht. Ich bleibe etwas unschlüssig im Türrahmen stehen und betrachte hemdsärmelige Männer und Frauen, die sich zum Sturm auf das Buffet rüsten. Mit meinem Anzug und der Krawatte – entsprechend meinem Bild von einem britischen Club – errege ich sofort Heiterkeit.

„Sie haben Glück, heute hatten wir Turniertag, deshalb ist hier richtig was los“, erzählt Sue Davies, an deren Tisch ich lande, und zeigt mir ihre Trophäen: Eine Videocassette und eine Blumenvase. Sonst sei hier abends eher tote Hose. „Das ist halt ein richtiger Familienclub.“ Sues Mann macht sein Geld mit Kunststoffen und kommt viel in der Welt herum. Deutschland kenne er gut. Er müsse oft nach Düsseldorf, outet sich als passionierter Altbier-Trinker. Unter den rund 500 Mitgliedern gibt es nur wenige Schwarze. „Obwohl Golf hier im internationalen Vergleich sehr billig ist, fehlt den meisten Schwarzen einfach das Geld“, erklärt Sue.

Über die Regierung geschimpft wird an diesem Abend auch. „Früher war in Vic-Falls alles umsonst“, bekomme ich zu hören, als ich berichte, wie den Touristen an den Fällen die Dollar aus der Tasche gezogen werden. Früher war eben immer alles besser.

Auch in meinem Lodge wird abends die Welt erklärt. Carol, die Besitzerin, erzählt gern folgende Geschichte: Einer ihrer Hausangestellten bekam einen Hund geschenkt. Da im Haus schon drei Hunde sind, sollte das Tier nach ein paar Wochen zu seiner Familie aufs Land. Dafür bekam er extra einen Tag frei. Nach einer Stunde ging das Telephon. Nein, habe Carol ihren Lebensgefährten sagen hören, nein, man kann keinen Hund mit der Post schicken. Wo bist du? Komm sofort nach Hause. Auf der Straße war der Angestellte von einem Mann angesprochen worden, der sich erbot, ihm zu helfen. „Gib mir 20 Dollar und ich schicke den Hund mit der Post zu deiner Familie.“ Als der Angestellte nach Hause kam, machten sich alle sofort auf die Suche. Den Hund fanden sie auf der Straße wieder. Der Mann mit den 20 Dollar wurde nie wieder gesehen.

„Die Schwarzen sind nicht dumm, aber oft unschuldig (innocent) wie Kinder“, so Carol. Daran sei nicht zuletzt die weiße Apartheid schuld. So seien Schwarze auch nicht an Politik herangeführt worden. Das räche sich heute. „Wenn Präsident Mugabe etwas sagt, stehen alle stramm wie Schüler beim Donnerwetter des Direktors.“

Carol hat versucht, etwas zu ändern. 1995 hat sie die Kampagne von Washington Sansole, einem Richter, für die damals gegründete Forums-Partei unterstützt. Von ihr stammte eine Broschüre, in der bis hin zu den Grausamkeiten im Matabeleland in den 80er Jahren alle Skandale von

Zanu-PF aufgelistet waren. Genutzt hat es nichts. Die Forums-Partei hat sich aufgelöst. „Es erfordert viel Mut, sich in diesem Land politisch zu engagieren.“ Die meisten Weißen seien mittlerweile in Apathie verfallen. Motto: Solange es uns wirtschaftlich gut geht, laß die doch machen, was sie wollen. Carol sieht ihren Beitrag zur Entwicklung des Landes darin, ihren Hausangestellten Kochen und Waschen beizubringen und ihnen die Fahrschule zu bezahlen. „Damit können sie irgendwann einmal auf eigenen Füßen stehen.“ Das sei wichtiger als neue Universitäten zu gründen. „Soweit ist Zimbabwe noch nicht.“

Szenenwechsel: Harare. Klaus Lesche, ebenfalls Stipendiat der Heinz-Kühn-Stiftung, hatte 1989 seinen Eindruck vom Golfgelände des Harare Sports Club wie folgt zusammengefaßt: Weiße und Schwarze hielten sich auf der Anlage die Waage. Nur daß die Weißen spielten und die Schwarzen als Caddys die Ausrüstung hinterherzogen. Das hat sich geändert.

Freitagmorgen, 9.15 Uhr, Warren Hills Golf Club, Old Kadoma Road, Harare. Ian MacIntosh, der Sohn der Sekretärin der Friedrich-Ebert-Stiftung, weist mich blutigen Anfänger in die Geheimnisse des Golfens ein. Unsere Caddies sind Schwarze, die von dieser Arbeit im Vergleich nicht schlecht leben. Der Club hat ihren Lohn pro Spielrunde auf 20 Zim-Dollar festgesetzt. Jeder Spieler hat „seinen“ Caddy.

Die Kleiderordnung ist streng. Kurze Hosen sind nur erlaubt, wenn man dazu 90-Prozent-weiße Tennissocken oder die rhodie-typischen hellblauen Kniestrümpfe trägt, die eine handbreit unterhalb des Knies umgeschlagen werden. Die zweite Variante sieht bei Schwarzen – ehrlich gesagt – ziemlich lustig aus. Und Dreiviertel der Clubmitglieder sind schwarz. Und die Kniestrümpfe zeigen: Seht her, ich habe es geschafft. Ich gehöre dazu.

„Der Ton ist lauter, aber auch herzlicher geworden“, erzählt Ian. Anfangs hätten es Schwarze schwer gehabt, vor allem mit den älteren Mitgliedern. Aber seit Tiger Woods, der bekannte schwarze Profi, in aller Welt so viele Erfolge feiere, sei Golf in Zimbabwe auch bei den Schwarzen sehr im Kommen. Jedenfalls bei denen, die es sich finanziell leisten können.

Worte zum Schluß

Zimbabwe ist ein tolles Reiseland. Die Landschaft ist grandios. Die Menschen freundlich. Ich habe nur Gutes erfahren.

Aber für mich ist es mehr als komisch, sich finanziell plötzlich alles erlauben zu können. Ob Essen gehen – ganz schön schwer, zehn Mark auszugeben – oder 'mal eben nach Victoria-Falls fliegen – schlappe 350 Mark. Alles ist spottbillig. Die merkwürdigen Gesetze der Wechselkurse machen es möglich.

Die Schere zwischen arm und reich ist unglaublich weit offen. Das ist kein Wunder. Nur 1,5% der Kapitaleinkünfte kommen Schwarzen zugute, während 40% der Löhne und Gehälter innerhalb der weißen Gemeinschaft bleiben, die nur 2% der Bevölkerung ausmachen (Rundbrief Zimbabwe-

Netzwerk Mai 1996). Das ist ungerecht! Besonders wenn, wie Pater Scholz sagt, im Mashonaland ein Farmarbeiter im Schnitt 280 Zim-Dollar (rund 40 Mark) pro Monat verdient.

Zimbabwes aufstrebendste Industrie ist die Sargtischlerei. Kein Wunder. Aids frißt der Gesellschaft die Menschen zwischen 30 und 45 Jahren regelrecht weg. Ansonsten leben viele Menschen davon, sich gegenseitig etwas verkaufen oder die Haare schneiden zu wollen. Das funktioniert nur, solange Geld von außen kommt. So etwas wie eine zukunftsorientierte Wirtschaftspolitik habe ich in Zimbabwe vergebens gesucht.

Das hat auch mit der Apartheid-Vergangenheit zu tun. Der zimbabwischen Gesellschaft steckt die Zeit noch in den Knochen, als man als Schwarzer keine 5-Pfund-Note besitzen durfte, da die „ja bestimmt geklaut“ war (Schwester Benita). Die Innenstädte sind abends tot. Niemand flaniert an Schaufenstern vorbei oder sitzt in Straßencafes. Die Schwarzen gehen in ihre properen Townships, die Weißen ziehen sich in ihre Wagenburgen oder „Laager“ zurück.

Der anderer Teil der Wahrheit ist politischer Natur. „Die meisten afrikanischen Staaten sind 20 Jahre früher als Zimbabwe selbständig geworden und nur wenige hatten ein vergleichbar intensives, hartes Siedlerregime mit gesetzlicher Apartheid zu ertragen. Den meisten von ihnen geht es heute weit schlechter als Zimbabwe. Das Gerede vom durch den Kolonialismus zerstörten afrikanischen Selbstvertrauen ist sowieso Humbug“ (Leserbrief Rundbrief Zimbabwe-Netzwerk Mai 1996).

Wer nun fragt, was das letzte Zitat mit Politik zu tun hat, dem sei mein Eindruck dazugestellt: Das einzige, was sich seit der Unabhängigkeit 1980 wirklich geändert hat, ist, daß eine dünne schwarze Oberschicht mit nicht immer ganz lauterem Mitteln ebenfalls reich geworden ist. Dem Rest der Bevölkerung wird – früher von Weißen, heute von Schwarzen – eingebleut, zu blöd für Politik zu sein. Aber auch bei uns in Deutschland ist es gerade einmal zwei Generationen her, daß „die da oben schon alles richtig“ machten.

Diese Medaille hat zwei Seiten. Es bedeutet auf der einen Seite, daß dem Land bürgerliche Rechtssicherheit und wirtschaftliche Gerechtigkeit fehlen. Das System sorgt aber dafür, daß keiner verhungert und jeder unter Einhaltung gewisser Vorsichtsregeln allein über die Straße gehen kann.

Zum Abschluß eine Geschichte, die ich typisch fand: Sonntagmittag Harare Garden, im hochgelobten Restaurant „Sherrol's in the park“. Zwischen 11.30 und 14.30 Uhr gilt auf der Terrasse ein Mindestverzehr von 25 Zim-Dollar pro Person. Dementsprechend ist das Publikum. Links von mir bekommt ein weißer Teenager von der Mutter Nachhilfe im Umgang mit Messer und Gabel. Die Großmutter bespricht derweil schon einmal mit der schwarzen Maid, die mit am Tisch sitzen darf, den weiteren Ablauf des Tages. Die Welt um sie herum beachten sie nicht. Rechts von mir, schon etwas am Rand der Terrasse, sitzt ein junges schwarzes Paar. Die beiden genießen ganz offen die neidischen Blicke der anderen schwarzen Spaziergänger, die sich einen solchen Besuch nicht leisten können.